

23. Mittwoch, am 22. März 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedichte.

1. Gedichte von Romulus Heilmann. Berlin, im Verlage der Plahn'schen Buchhandlung. 1836. 106 S.

In Schilda ließ sich ein Virtuoso ersten Ranges hören. Er spielte die Geige, daß die Schildaer nicht wußten, ob sie lachen oder weinen sollten, daß sie Alle hingerissen wurden von den wunderbaren Tönen, die der Meister dem Instrumente entlockte. Sie saßen stumm und lauschten tief ergriffen und seltsam angeregt. Da besann sich der Stadtmusikus sammt seinen Gesellen, auch der Dilletanten zahlreiche Schaar, sie könnten auch geigen. Als der Meister hinweggegangen war, huben sie an zu streichen und zu krazen, zu fideln und zu spielen, daß der Stadt die Ohren gelkten. Hauptsächlich die capriciösen Lauffer und Triller, die zerrissenen Staccato's, das originelle Abbrechen und Umspringen bei Behandlung des Thema's, das suchten sie nachzuahmen. Das Genie, die Fertigkeit, das Gefühl des Meisters hatten die Pfscher allerdings nicht, aber sie hatten doch Alle Geigen. Es war ein Jammer!

Vorliegende Gedichte sind im jetzigen Geschmacke geschrieben, d. h. nicht im Geschmacke des lesenden, genießenden Publikums, sondern im Geschmacke der Producenten. Herr Heilmann ist der Typus der neueren Dichterschule, die das satirische oder epigrammatische Lächeln um den Mund und Mondschein, Nebel und Zerrissenheit im Herzen trägt. Ich will es alsdann nachweisen, daß in dem Herrn Autor alle Fehler der jetzt herrschenden Manier vollkommen ausgebildet sind. Man verstehe mich hier wie einen Arzt, wenn er von Ausbildung einer Krankheit spricht. Ideen, Wiße, ja ganze Situationen aus Heine compilirt, etwas verändert und schlechter ausgedrückt, geben unsere jungen Dichter häufig als ihr eignes Machwerk — auch dies werde ich bei Herrn Heilmann speciell darthun.

Die neueren Dichter sind bleich, und in den Tod bestrübt. Sie stehen am Rande des Grabes.

S. 1. Ich lehnte an ihren Busen,
Mein Haupt so müd (!) und krank,
D'rauf legte sie ihre Hände
Und faltete sie so bang.

Auf meine bleichen Wangen,
Auf meine Augen trüb, (!)
Auf meine blauen (!) Lippen
Sah' schweigend sie mein Lieb.

Dabei will die Poetenschule, der Herr Heilmann angehört, wichtig seyn, so weit dies die Lyrik verstatet.

Dieselbe Seite, Vers 3.

Ich sah durch ihre Locke,
Die zitternd mein Aug' umschlang, (wie?)
Zu ihr empor, und lauschte
Ihrer stummen Worte Klang.

Versbau, Diktion, Alles wie bei Heine! Soll wenigstens so seyn. Aber der Gedanke: Ihrer stummen Worte Klang lauschen! ist leider Unsinn. Ich finde die Idee: „stummes Wort“ recht gut. Aber Klang hat ein stummes Wort nie, das leuchtet ein. Um nichts übrig zu lassen, was mein Urtheil: „Herr Romulus Heilmann ist der Typus der Dichter in verkehrter neuer Manier“ rechtfertigen kann, erwähne ich, daß S. 7 ein Gedicht von 7 Strophen: „Mondenschein“ und S. 19 ein Gedicht von 6 Strophen: „Nebel“ zu lesen ist.

Heine sagt in seinem „Hirtenknaben“

In den Armen meiner Königin
Ruhet mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermesslich Reich.

Hr. Heilmann schließt sein Gedicht: „Mein Himmel“ mit dem Verse:

„Himmeln die in ihrem Blick
Lieblich man erschaut,
Solchen Himmeln hell und klar
Froh mein Herz vertraut“.

Mit geringer Abänderung der Idee dasselbe! Aber gedehnter, matter.

Auch Situationen hat Hr. Heilmann von Heine entnommen. Jedermann erinnert sich des Verses im Buch der Lieder:

Wir haben Viel für einander gefühlt —
Wir haben oft Mann und Frau gespielt,
Und uns doch nicht gezanzt und gestritten!
Wir krochen ins Hühnerhäuschen zc. —

Man höre wie unser Autor dies benützt hat. Man erstaune, wie Jemand so plump, ja sogar so unsauber schreiben kann:

S. 34.

Frage.

„Oftmals in der Kindheit Tagen
Hab' ich süß (!) mit dir gespielt,
Dort der grüne Strauch am Baume
Uns auf seinen Zweigen hielt.

Und wir bogen grüne Zweige
Einen an den andern an,
Bauten so uns unsre Wohnung
Du das Weibchen, ich der Mann.“

Das ist doch gar zu naturhistorisch: das Weibchen. Ohngefähr wie wenn Oken sagt: „das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, und brütet seine Eier im August“. Aber es kommt noch stärker. Der Jüngling oder der Mann sagt zur einstigen Jugendgespielin:

„Sieh' der Strauch mit grünen Zweigen
Stehet noch am niedern Zaun,
Möchte wieder aus den Zweigen (4 mal Zweigen!)
Eine Wohnung mir erbaun.
Willst du, Liebchen, wieder spielen,
Du das Weibchen, ich der Mann?“ zc.

Männchen, Männchen, wie können Sie eine so unanständige Anforderung machen! Ein erwachsenes Mädchen soll mit Ihnen auf einen Baum klettern und dort — solche Trivialitäten, solche Plattitüden entschuldigt selbst die *licentia poetica* nicht.

Ich könnte noch mancherlei anführen, auch viele widersinnige Gedanken, z. B. „geborstene Räume“, und Verse wie Wasser, z. B. „Mittag wird's, der Knabe fehlet, — Und der Vater schiekt hinaus — In den Wald, daß man ihn rufe — heim ins väterliche Haus.“ Aber genug von diesen unglückseligen Gedichten! Hr. Heilmann schließt sein Buch S. 106 also:

Daß Andre auch sich freuen meines Strebens,
Und gern vernehmen meines Liebes Laut,
Den holden Wunsch kann keine Furcht mir rauben;
Doch wag ichs nicht, auch schüchtern dran zu glauben.

Er weiß am Ende selbst nicht was er will. — Druck und Papier sind an solchen Producten verloren.

2. Gedichte nebst einem Anhang von Räthseln, Charaden, Logogryphen zc. von Karl Jacht. Berlin, bei Th. Bode. 1836. 223 S.

Herr Jacht ist Gelegenheitsdichter. Er besingt vom Frühling bis zum Winter, vom König bis zum Schauspieler, Alles, wessen er habhaft werden kann, sogar seinen hingeschiedenen Laubfrosch. Was soll man dazu sagen? Manches mag vielleicht ganz passend und willkommen gewesen sein, aber es braucht deshalb dem großen Publikum weder passend noch willkommen zu erscheinen. Herr Jacht hat über zweihundert Subscribenten gesammelt. Ich habe ihre Namen mit Interesse und Bedauern gelesen.

3. Dichtungen von Gustav Lahode und Theodor Drobisch. Leipzig, Fischer und Fuchs. 1837. 213 S.

Hättet Ihr doch auch Subscribenten gesammelt! Wenigstens würdet Ihr alsdann nicht zu Schaden kommen, was außerdem höchst wahrscheinlich ist. Die Herren Lahode und Drobisch nämlich haben ihre Gedichte selbst verlegt. Müßten dies die jetzigen Dichter immer selbst thun, so würden wir bald viele von ihnen und ohne Nachtheil für die Literatur, aus den Büchercatalogen der Messen verschwinden sehen. — Besonders haben mir die Verse des Herrn Drobisch zugesagt. Er gehört der Schule Heines nicht an, eben so wenig als Lahode. Gefühl und einige Gewandheit in der Sprache ist dem Ersteren nicht abzusprechen. Napoleon ist sein Held, die Polen seine Nation. Der Jugend muß man etwas Schwärmerei zu Gute halten. Ein Gedicht an den Helden, der auf Helena starb, schließt fast wie ein Psalm, nämlich mit dem Verse:

Ewig währet deines Ruhmes Pracht!

Viel zu lang ist: „die Dattel“. Ein Invalid bewahrt eine Dattel als Heiligthum, die ihm Bonaparte in Aegypten zu seiner Erquickung reichte. Das läßt sich in ein Paar Versen abmachen, wenn man überhaupt ein Gedicht darauf machen will. Derartige Kleinigkeiten wie eine Dattel werden aber selbst durch die herrlichsten, rührendsten Beziehungen nicht größer, noch je eigentlich poetisch. Die Griechen schlugen sich zwar auch viel mit einem Apfel herum, aber es war ein goldner. Eine Dattel ist nicht für's Aufbewahren und selbst wenn sie aus Aegypten stammt, eben so wenig wie eine Brodrinde oder eine Hand voll Sauerkraut aus dem russischen Feldzuge.

Ich wünsche, daß sich die Dichtungen der Herren Lahode und Drobisch gut verkaufen mögen. R. Keller.

4. Gedichte von Wilhelm Schütter. Greifswald 1836, bei A. C. Koch. 8. 184 S.

Die Entstehung dieser Gedichte, die der Verf. in der Vorrede erzählt, muß das Urtheil über dieselben mildern. Nach einer schweren Krankheit suchte der Verf. während einer langen und langweiligen Reconvalescenz Erheiterung und geistige Nahrung in poetischen Genüssen und wählte vorzugsweise Uhland's Gedichte; durch die Lectüre zur Nachahmung angespornt, suchte und sammelte er eine Menge von Stoffen, von welchen die in vorstehender Sammlung enthaltenen ausgeführt und der Schwester, der treuen und liebenden Pflegerin, gewidmet wurden. — Das ist nun alles recht schön und gut; aber die Frage ist auch sehr natürlich: gehörten diese Erzeugnisse eines kranken und düstern Gemüthes, eines schwachen und zerrütteten Denkens wohl der Oeffentlichkeit an? Ich glaube nicht; wenigstens hätten sie vorher im Zustande der physischen und psychischen Gesundheit durchgesehen und gebessert werden sollen. Denn abgesehen davon, daß die meisten die dunkelgraue, monotone Färbung eines kranken Gemüthes, welches an der Genesung noch immer zu verzweifeln scheint, an sich tragen; blickt auch die natürliche Langweile des Reconvalescenten zu deutlich daraus hervor und giebt ihnen eine keineswegs wohlthuende Gedehntheit. Dies gilt besonders von den Romanzen und Balladen, in welchem der Verf. seinem Vorbilde, Uhland, der auf eine seltene Weise Gedankenreichthum und Gedrängtheit in der Behandlung des Stoffes verbindet, auch nicht im Entferntesten nachgekommen ist. Die einfachsten Stoffe, wie z. B. S. 30 „der Räuber“, S. 70 „die Bettlerin“ sind in 20—40 Strophen ausgeführt, wo sie sich bequem in 8 bis 12 fassen ließen. Gelangener sind die kleinen lyrischen Gaben und es findet sich unter ihnen manches artige Liedchen.

Druck und Papier sind recht schön, dagegen aber ist die Correctur sehr nachlässig besorgt.

5. Die Askanier. Romanzen und Balladen von Adolph von Navées. Zerbst, 1836, in Commission bei G. A. Kummer. 8. 140 S.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Fürsten seines Vaterlandes — worunter man aber nicht Deutschland, sondern das kleine Fürstenthum Anhalt verstehen muß — in dem vorstehenden Romanzen-Cyklus zu besingen; lassen wir dem — freilich sehr eingeschränkten — Patriotismus, der diese Lieder geboren, auch alle Gerechtigkeit widerfahren, so läßt sich doch nicht verkennen, daß

die Aufstellung einer so engen Schranke der wahren Poesie nicht förderlich seyn kann. Diese ist denn in dem Buche auch wenig zu finden und selbst in der rhytmischen Behandlung finden sich bedeutende Fehler. Lobenswerth ist der Fleiß und die Ausdauer, mit welchen der Verf. alles seit dem 13ten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit irgend Bemerkenswerthe gesammelt und besungen hat und hierdurch werden diese Arbeiten gewiß wenigstens einem kleinen Leserkreise lieb und werth sein. Können wir auch der Länge wegen kein ganzes Gedicht als Probe mittheilen, so mögen wenigstens einige Strophen hier stehen:

Die Theilung des Landes.

Abram (?) zog von Egyptenland aus
Gen Mittag zog er fort;
Und Lot, sein Bruder, war mit ihm,
Wie er zog von Ort zu Ort.

Und beide hatten der Heerden so viel,
Daß das Land sie nicht ertrug,
Als Abram (?) zu Bethel in Canaan
Auf seine Hütten schlug.

Da hatten Streit über Abrams (?) Vieh
Die Hirten jeden Tag,
Und über Lot's Vieh hatten sie Streit;
Abram zu Lot nun sprach:

Zu Lot sprach Abram: Lieber, laß' Streit
Nicht seyn zwischen mir und dir;
Wir sind ja Brüder, das Land ist weit;
So scheid dich von mir!

Dies wird genügen, um des Verf. Art und Weise zu erkennen. Als Anhang des — wirklich prächtig ausgestatteten — Buches finden wir eine Reihe historischer Noten, zur Erläuterung einzelner Stellen der Gedichte.

Robert Blum.

6. Thüringische Volksagen von Adolph Bube. Gotha, Müller. 1837. 44 S. 4.

Wir erhalten deren hier 15, von Hrn. B. sehr wacker bearbeitet; als da sind: das Gottesfeld, das Kind am Falkensteine, Bonifacius von einem Adler gespeist, Königin Reinschweig, das Jesusbrännlein, die wilde Jagd, der Inselfberg, das Gespenst zu Ruhla, der heiligen Elisabeth Handschuh, Heinrich von Welsbach, die drei Gleichen, das Wächterglöckchen zu Weimar, die Ahnenfrau des Friedenstein, der Jungfernsprung bei Arnstadt, die große Glocke zu Erfurt. Wie Hr. B.

eine interessante Aufgabe gelöst, möge das Gedicht: „das Jesusbrunnlein“ beweisen, das wir hier mittheilen:

Hoch auf dem Hörselberge
Hielt unter treuer Hut
Ein Schäfer seine Heerde
In heißer Sonnengluth.

Die armen Schäfchen lechzten
Nach einem Wasserstrahl,
Der Hirte selber schwankte
Matt von des Durstes Qual!

Wohin er ging und blickte,
Vertrocknet war der Quell,
Vertrocknet Fluß und Bächlein,
Ihn labend sonst so hell.

Da fällt er auf die Kniee,
Und stammelt im Gebet,
Indeß vor seinen Augen
Sich Erd' und Himmel dreht:

„Mein Jesus, lieber Heiland,
„Hilf gnädig mir durch Gott,
„D hilf mir durch Maria!
„Aus solcher großen Noth!“

Und als er zu dem Himmel
Noch betend sah empor,
Sprang aus dem nahen Felsen
Ein frischer Quell hervor.

Dem Heiland freudig dankend
Streckt aus er seine Hand,
Und schöpfte neues Leben
Sich an der Felsenwand!

Und nie seitdem versiegte
Der kühle Gnadenquell;
Das Jesusbrunnlein rieselt
Noch heute silberhell.

Möge Hr. B. fortfahren, uns mit ähnlichen werthvollen Gaben zu beschenken.

Das Heft ist von der Verlags-handlung im Außern sehr elegant ausgestattet worden.

Polykrates. Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Wilh. Schmitter. Leipzig, in Commission bei E. Fort. 1835. 142 S. gr. 8.

Der Name des Verf.'s kommt uns hier zum ersten Mal entgegen; aber wir heißen ihn freundlich willkommen auf

dem Felde der dramatischen Dichtkunst. Meister wird Keiner auf Einmal, und so ist es auch Hr. S. noch nicht; aber er hat Beruf zum Bühnendichter und wird gewiß in dieser Hinsicht noch manches Erseuliche leisten. — Zwar ist die Charakterzeichnung der Personen dieses Trauerspiels (das den, insbesondere durch Schillers herrliches Gedicht, bekannten Stoff behandelt) noch etwas schwankend und unbestimmt (am gelungensten, wenn auch zum Theil zu willkürlich aufgefaßt, ist der Charakter der Hauptperson); manche Scenen stehen zu isolirt da; der Dichter gefällt sich noch in vielem Monologisiren; Vieles ist zu wenig motivirt hingestellt, wie z. B. das, vom Sohne des Königs (Aegeus), der auf Verlangen seines Vaters der Krone entsagt, dem Fischer Krates gemachte Anerbieten, dieselbe anzunehmen, um dadurch eine, den Letztern betreffende Weissagung in Erfüllung zu bringen, die aber durch den sterbenden König, der den Aegeus seines Schwures entbindet, zu nichte gemacht wird; der Tod der Archidamia (des Königs Gemahlin) der erfolgt, man weiß nicht wie und warum? etc. — trotz dem aber bekundet der Vf. eine nicht gemeine Gewandtheit in Anlage und Durchführung seines Stoffes, den er größtentheils glücklich zu beherrschen verstanden hat. Die Diction ist durchgängig edel, nicht ohne Schwung und Kraft; die Verse sind fließend und wohlklingend. Nur einige Ausdrücke, wie: „mein Auge ächzt nach Ruhe“ etc. (S. 117), sind verfehlt. Zu loben ist vorzüglich, daß der Dichter alles Haßchen nach Effect verschmähete, und diesen der Wahrheit zum Opfer brachte.

Papier und Druck des Werchens sind anständig.

Dr. M. Müller.

Otto (Dr. C.), der Schlüssel zur Botanik, oder kurze und deutliche Anweisung zum Studium der Gewächskunde. Nebst einer vollständigen Anweisung, ein Herbarium anzulegen u. s. w. Rudolstadt, Hofbuchhandl.

Der Verfasser geht von Rousseau's Grundsatz aus: „tant que j'herborise, je ne suis pas malheureux“ und in der That hat man den Ausspruch dieses lebenswürdigen Menschenfreundes so sehr zu Herzen genommen, daß alljährlich in der gebildeten Welt mehr Achtung und Neigung für „die lebenswürdigste der Wissenschaften“ erwacht und ihr nicht bloß gehuldigt wird, um das „malheur“ der Welt zu vergessen, sondern auch darum, weil sie der Weg ist, welcher noch am ersten uns mit Anstand zu der Natur führt, zu welcher sich doch alle hingezogen fühlen, deren Gemüth mit dem Verstande sich fortbildete. Für solche schrieb schon der tiefühlende Rousseau und solchen ist auch Otto's Büchlein als erster Leitfaden wohl zu empfehlen.

R.